

Vorwort

Vom 11. bis 13. Juni 1999 fand an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main das Symposium „Gebärdensprachforschung im deutschsprachigen Raum“ auf Initiative der Gesellschaft für Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser e.V. (GGKG) statt. Als bald nach meiner Wahl zur Vorsitzenden der GGKG im November 1998 haben Karin Wempe und ich darüber nachgedacht, ob nicht ein sprachwissenschaftlicher Kongress zur Gebärdensprache in Deutschland an der Tagesordnung wäre, und die Idee eines Symposiums war geboren. Zunächst waren wir beide unsicher, ob unsere Idee genügend Resonanz finden würde, wurden aber bald eines Besseren belehrt. Denn alle Linguisten, die wir um einen Vortrag gebeten hatten, sagten sofort zu, und die Anmeldungen zur Teilnahme waren überwältigend.

Parallel zu den Vorträgen am ersten Tag wurde für die gehörlosen Teilnehmer ein Workshop zur DGS angeboten, der von Daniela Happ in Zusammenarbeit mit Elke Menges, beide gehörlose Linguistinnen am Institut für Deutsche Sprache und Literatur II der Johann Wolfgang Goethe-Universität, durchgeführt wurde. Überall gab es rege und intensive Diskussionen, alle fanden, dass dies ein wichtiges Symposium war, weil Linguisten seit langer Zeit wieder einmal ausführlich über die Struktur und die Anwendung von DGS, aber auch der Niederländischen und Österreichischen Gebärdensprache in ihren vielfältigen Facetten gemeinsam nachdenken und unterschiedliche Theorieansätze und empirische Datenklassen miteinander konfrontieren konnten. Die vorgetragenen Konzepte waren vielversprechend und zeigten, dass die Beschäftigung mit Gebärdensprachen eine neue Qualität erlangt hat, denn die Debatten enthielten keine defensiven Argumente mehr, sondern waren von Forschungsfragen und Wissensdurst geprägt. Wie also die Linguistik der Gebärdensprachen im neuen Jahrtausend aussehen könnte, soll der vorliegende Band illustrieren, der im Wesentlichen die schriftliche Version der Vorträge des Symposiums enthält und damit seine Vielfalt widerspiegelt.

Der erste Themenkomplex des vorliegenden Bands umfasst diejenigen Texte, die sich mit strukturellen Eigenschaften von Gebärdensprachen auseinandersetzen.

Im Spannungsfeld von universell gültigen Prinzipien und einzelsprachlichen Parametern liegt die typologische Analyse der Negation in Laut- und Gebärdensprachen von Roland Pfau, der sich an dem Modell der Generativen Grammatik orientiert. Dabei konzentriert er sich auf die Satznegation und vergleicht DGS mit ASL. Wie unter der Perspektive der Generativen Grammatik mit ihren Prinzipien und Parametern erwartet, weisen diese beiden Gebärdensprachen Gemeinsamkeiten, aber eben auch interessante syntaktische Unterschiede auf, z.T. eine Konsequenz aus den unterschiedlichen Verbpositionen, während in beiden Gebärdensprachen natürlich alle semantischen Funktionen der Negation ausgedrückt werden können.

Jörg Keller problematisiert in seinem Beitrag diejenigen an der Universalgrammatik orientierten Ansätze, gemäß denen Gebärdensprachen völlig analog zu Lautsprachen funktionale Kongruenzmerkmale verwenden. Die insbesondere von Raum und Verortung abgehenden modalitätsunabhängigen Erklärungen unterscheiden sich zwar im Detail, aber alle gehen von funktionalen Projektionen in Gebärdensprachen aus. Demgegenüber argumentiert Keller, dass die für Lautsprachen angenommenen Kongruenzmerkmale durch Raummerkmale ersetzt werden müssen, wenn das Flexionssystem von Gebärdensprachen zur Debatte steht.

Sonja Erlenkamp versucht in ihrem Beitrag zu zeigen, dass gemäß dem von ihr vorgeschlagenen funktionalen Kriterium für die kategoriale Unterscheidung von Nomen und Verben in natürlichen Sprachen (Nomen und Argumentfunktion; Verb und Prädikatfunktion) in DGS viele Gebärdenwörter nicht mit syntaktischen Klassen korrelieren und dass dementsprechend eine erhebliche Menge von Gebärden multifunktional ist (s. aber Leuninger und Pfau).

Gleich drei Beiträge befassen sich, wenn auch unter unterschiedlicher Perspektive und in Bezug auf unterschiedliche Gebärdensprachen, mit einem herausragenden Charakteristikum von Gebärdensprachen, nämlich Klassifikation. Marlene Hilzensauer & Andrea Skant widmen sich dem komplexen System von Klassifikatoren in der Österreichischen Gebärdensprache und zeigen anhand einer Fülle von Belegen, wie entfaltet dieses System ist.

An der Generativen Grammatik orientieren sich die Aufsätze von Inge Zwitterlood und Susanne Glück. Zwitterlood argumentiert dafür, dass Klassifikatoren in der Niederländischen Gebärdensprache als Flexionsmarkierer aufzufassen sind, und zwar deswegen, weil ein klassifizierendes Element ein Argument lizensieren kann, etwa analog zu den leeren Pronominalen lizensierenden Flexionsmerkmalen in so genannten pro-drop-Sprachen. Auch Glück zeigt in ihrer typologischen Analyse von Laut- und Gebärdensprachen, insbesondere DGS, dass die morphosyntaktische Funktion von Verbklassifikatoren als Flexion analysiert werden kann, während SASS-Klassifikatoren eher als nicht obligatorische Spezifikatoren von Nomen betrachtet werden sollten.

Der Frage, ob Wortbildungsprozesse in DGS produktiv sind, geht Claudia Becker nach. Sie kommt auf der Basis von Datenmaterial, das dem Korpus von Jens Heßmann und von CD-ROMs („777 Gebärden“) entnommen ist, zu dem Ergebnis, dass es zwar in DGS Komposita gibt, sie jedoch nicht produktiv sind, und dass vermeintliche Komposita häufig komplexe Lehngebärden sind, die nicht die einschlägigen Kriterien für Komposition erfüllen.

Der zweite Themenkomplex dieses Bands bezieht sich auf verschiedene Anwendungsbereiche. Es liegt auf der Hand, dass auch die hierunter erscheinenden Arbeiten eine sorgfältige Analyse von DGS voraussetzen. Wie Becker so befasst sich auch Helen Leuninger mit komplexen Gebärden, und zwar im Zusammenhang mit dem in Frankfurt erarbeiteten ökonomischen Lexikon religiöser Gebärden (RELEX). Sie macht jedoch geltend, dass Produktivität auch einen qualitativen Aspekt hat. Ihre empirische Basis sind neben selbst erhobenem umfangreichem spontansprachlichem gebärdensprachlichem Datenmaterial (vgl. den Beitrag von Happ & Hohenberger) auch das Rezeptionsverhalten, ebenso ein Teil der Sprachkompetenz, insbesondere Intuitionen von Signern über ihre Sprache. In beiden Datenklassen finden sich überzufällig häufig Komposita, die nach den in DGS existierenden Wortbildungsregeln gebildet bzw. verarbeitet werden. Diese Beobachtungen begründen die Lexikoneintragen im RELEX.

Reiner Konrad, Arvid Schwarz & Siegmund Prillwitz stellen in ihrem Beitrag das von ihnen erarbeitete multimediale Tischler/Schreiner-Lexikon vor. Die relevanten Fachbegriffe wurden in Zusammenarbeit mit dem Berufsbildungswerk in Winnenden ermittelt. Diesen 770 Fachbegriffen sind in dem Lexikon 2.800 Gebärden zugeordnet. Die Autoren legen ihrer Arbeit eine strenge lexikographische Methode zugrunde; die Gebärden wurden mit einem aufwendigen Verfahren erhoben und einer detaillierten linguistischen Analyse unterworfen. Die Autoren stellen im Weiteren dar, wie die Computeranalyse aussieht und wie das Lexikon benutzt werden kann.

Daniela Happ & Annette Hohenberger verfolgen einen psycholinguistischen Ansatz. Auf der Basis experimentell erhobener Daten können sie zeigen, dass spontane gebärdensprachliche Fehlleistungen, Vergebärdler, wie lautsprachliche Versprecher grammatischen Beschränkungen unterliegen und dass alle linguistisch relevanten Eigenschaften von Fehlern betroffen sein können: Phrasen, Wörter, Morpheme und submorphematische Elemente (phonologische Merkmale und Silben). Dies entspricht ihrer Erwartung, dass Sprachverarbeitung modalitätsunabhängig ist. Korrekturen und Korrekturversuche zeigen darüber hinaus, wie mächtig und effizient das sprachliche Kontrollsystem ist und wie morphologische und phonologische Strukturbeschränkungen mit der Monitorkomponente zusammenspielen.

Um den Zusammenhang von Raum und erzählenden Texten geht es in dem Beitrag von Sabine Maria Graap. Anhand der Verbalisierung räumlicher Verhältnisse in Sprachen unterschiedlichen Typs, so genannten V-Sprachen wie Spanisch oder Gebärdensprachen, und Satellitensprachen wie Deutsch oder Englisch, will Graap unterschiedliche Muster herausarbeiten. Die beobachteten Unterschiede liegen nicht an divergierenden individuellen Präferenzen, sondern an typologischen Charakteristika der jeweiligen Sprachen.

Ein Test zur Ermittlung der DGS-Kompetenz war lange Zeit ein Desiderat. Dieser ist nun von der Aachener Forschungsgruppe vorgelegt und wird von Walter Huber, Horst Sieprath & Isa Werth in diesem Band präsentiert. Neben seinem immanenten Wert hat dieser Test natürlich auch bildungspolitische Konsequenzen. Er ist die wissenschaftliche Basis für die Forderung, dass gehörlose Menschen von Beginn ihres Spracherwerbs an gebärdensprachlichen Input haben sollten und dass in Frühförderung und Schule Gebärdensprache angeboten werden muss, auf dass sich die volle Sprachkompetenz und damit die personale Identität uneingeschränkt entfalten können.

Wie ein solches Bildungsangebot (in der Schule, aber auch am Arbeitsplatz) aussehen kann, demonstrieren Renate Fischer & Simon Kollien in ihrem Beitrag. Sie präsentieren Unterrichtsmaterial, das sich auf den Zusammenhang von Verben und Numerusflexion bezieht und dessen Ausgangspunkt die DGS ist. Ihre Vorgehensweise ist der kontrastiven Grammatik verpflichtet, und ihr Ziel ist es, den Schülern die Struktur ihrer Muttersprache spielerisch, gleichzeitig aber sehr detailliert, bewusst zu machen.

Ich möchte nicht versäumen, an dieser Stelle den Personen und Institutionen zu danken, die zum Gelingen des Symposiums und dieses Buchs beigetragen haben: die Deutsche Forschungsgemeinschaft, der Landeswohlfahrtsverband Hessen, die Deutsche Telekom, die Deutsche Bundesbank, die Universität Frankfurt, der Landesverband der Gehörlosen Hessen, und, last but not least, die Gesellschaft für Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser. Mein besonderer Dank gilt der Katholischen Gehörlosenseelsorge Frankfurt „PAX“, Pater Amandus und Christina Kupczak und den vielen Helfern aus der Seelsorge, die uns so liebevoll umsorgt haben, und den Mitarbeitern der Linguistischen Abteilung der Johann Wolfgang Goethe-Universität, die alles so perfekt organisiert haben: Susanne Glück, Roland Pfau, Monika Klein, Claudia Meindl, Annette Schindwein und Banu Ergünel. Schließlich möchte ich dem Signum-Verlag danken, der sehr geduldig auf die Manuskripte gewartet hat.

Jetzt bleibt mir nur zu wünschen, dass Sie, liebe Leser, viele neue Erkenntnisse bei der Lektüre gewinnen.

Helen Leuninger
Frankfurt/Main im Oktober 2000